

Der Name thut nichts zur Sache, aber die Geschichte ist wahr, doch stäblich wahr.

In London gab es einen berühmten Schauspieler, der sich in allen Stücken Shakespeares auszeichnete. Er war ein Künstler von Gottes Gnade. Da ihn ein brennender Ehrgeiz quälte, spielte er niemals für die Gallerie, er ging auf in seiner Rolle und zwang das ganze Publikum in seinen Bann.

So spielte er einmal den Othello, und als er mit rollenden Augen auf Desdemona stürzte, erlöste aus einer Loge ein Aufschrei. Gleich darauf flog ein Bouquet und ein Handschuh auf die Bühne. Er verbeugte sich nicht, er setzte seine Rolle fort und erst nach dem Fallen des Vorhanges hob er da Bouquet und den daran befestigten eleganten Handschuh auf. Ein faul duftender Blumen beschämendes Parfüm strömte aus dem kleinen, weißen Handschuh. Er steckte ihn ein, und als man ihn hervoraplaudirte, blickte er unbewußt zur Loge herüber, aus welcher der Aufschrei erklungen und aus der ihm das Bouquet zugeflogen war. Dort sah die Herzogin K., eine Frau von klassischer Schönheit, aber unbekanntem Alter, und sie klaffte ihm eifrig Beifall zu. Der Künstler erröthete.

Es verging eine Woche, er hatte schon das Bouquet vergessen, den Handschuh und die Dame aus der Loge, als er einen Brief erhielt. Auf wunderbarer glattem Papier schrieb ihm die Herzogin ein paar Zeilen: „Sie wilder Mensch, bringen Sie mir meinen Handschuh!“

Der Künstler gerieth in Verlegenheit. Er suchte den Handschuh hervor und begibt sich zum Palast der Herzogin. Er läßt sich melden, und bald steht er vor einer halb sitzenden, halb liegenden Frau, die ihn durch's Logenfenster bestaunt und mustert. „Ich brachte den Handschuh der Lady“, sprach ruhig der Künstler. „Sehen Sie sich nieder, ich brauche den Handschuh nicht! Na, deshalb brauchen Sie nicht davonzurrennen! Glauben Sie, ich habe nicht tausend Paar Handschuhe, wenn ich sie auf die Bühne werfen will? Ich wollte Sie sehen!“

„Sie haben nur zu befehlen!“ „Ah, großartig. Nun gut, ich befehle Ihnen, näher zu treten, damit Sie mich sehen, so zu lieben, wie in Othello die Desdemona. Die haben Sie magnetisch mit Ihren wilden Augen! Nun, machen Sie einen Versuch mit mir. Ich möchte es gerne sehen, daß Sie mich mit Ihrer Stimme so umstricken, daß ich mich vor Ihnen fürchten muß, fürchten.“ „Daß ich Sie erwirge?“ fragte lächelnd der Künstler.

Und die Dame nickte stumm ein „Ja“. „Nun, der Künstler war eitel, er ließ sich nicht lange bitten, und er flammelte und stotterte und flüsterte so lange, bis die Herzogin sich in ihn verliebt hatte. Wenn der Künstler spielte, lauschte sie in ihrer Loge athemlos seinen Worten. Ihre Loge war nun leer geworden, die alten Courmacher hatten sich zurückgezogen, denn ganz London wußte von ihrer Caprice. Und nach der Vorstellung kam der Künstler in ihr Haus, und sie fühlten sich glücklich wie närrische Liebende.“

Nun geschah es, daß der Herzog aus einer siegreichen Schlacht im Kampfe gegen die Buren im Südafrika, wegen einer schlecht zugeheilten Wunde nach England zurückkehrte, und die Gattin veranlaßte ihn zu Ehren ein großes Festmahl. Schon einige Tage vorher war sie nicht im Theater erschienen. Die Kollegen begannen den Künstler zu quälen und befragten ihn höhnisch, ob er zu dem Festmahl der Herzogin eingeladen sei. Der Arme! Der wirtliche Held und nicht jener der Bühne war erschienen und diesem applaudirte nicht das Publikum eines Abends, sondern das ganze Land zu seinem ruhmreichen Feldzug.

Es kam der Abend des Festes. Der Künstler spielte den Othello. Die Loge der Herzogin K. blieb leer. Als das Stück zu Ende war, wurde der Träger der Titelrolle von allen Seiten gefragt: „Nun, gehst Du hin?“ „Ich gehe!“ rief während der arme Schauspieler.

Und er fuhr spornstreichs zum Palais der Herzogin. Die Diener kannten ihn und ließen ihn ein. Und ganz oben sah die Herzogin in wunderbarer Toilette, mit gerötetem Antlitz. Plötzlich sieht sie vor sich den bleichen, leidenschaftlich erregten Schauspieler. Sie erschauert, aber sie versucht zu lächeln und mit correcter Kälte fragt sie den Künstler: „Mein Herr, welchem Umstande verbannt wir Ihren Besuch?“

Der Künstler erfährt ein Schwindel. In seinem Herzen tobt es. In wahnwitziger Wuth stürzt er sich auf die Herzogin, und sie erfassend stößt er hervor: „Heute spielen wir den berühmten fünften Aufzug! Bis hierher war ich Dein liebender Othello, jetzt mußt Du sterben, Desdemona!“

Aber die Herzogin starb nicht, sondern lächelte, lächelte auch dann noch, als ihre Umgebung sie aus den Händen des Wüthenden befreit hatte, auf den jetzt Alles einbrang.

Aber die Herzogin, welche jetzt ihre ganze Geistesgegenwart zurückgewonnen hatte, rief lächelnd aus: „Aber warum applaudiren Sie

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 24. Mai 1901

Jahrgang 21. No. 38

nicht, meine Herrschaften? Ich habe meine Wette gewonnen.“

„Wette?“ „Natürlich eine Wette! Lassen Sie ihn doch in Ruhe, den armen Künstler, ich habe mit ihm gewettet, daß sein Spiel im fünften Aufzuge von Othello, da er sich auf Desdemona stürzt, Alle entsetzen wird, daß in seiner Stimme eine Kraft liegt, welche jeden Willen ersticht.“

Und die Herzogin begann ihm Beifall zu klatschen. Natürlich folgten Alle ihrem Beispiel. Der Künstler verbeugte sich in seiner Angst und sprach stotternd: „Ach, zu viel Ehre, zu viel...“

Raucher-Wettkämpfe.

Eine sonderbare Sitte sind die Raucher-Wettkämpfe, die in Belgien vielfach veranstaltet und neuerdings besonders ausgeübt werden. Es handelt sich bei diesen nicht etwa darum, wer die meisten Cigaretten oder Pfeifen in der kürzesten Zeit aufraucht, sondern der Sieg fällt dem zu, der ein bestimmtes Quantum Tabak in der längsten Zeit raucht. In Brügge und Löwen sind diese Raucherwettkämpfe entstanden, aber sie gewinnen jetzt weitere Verbreitung. Sie bestehen in Belgien schon seit langer Zeit, und die kleine Stadt Löwen zählt nicht weniger als 31 Raucherclubs; bisher bequänten diese sich jedoch mit Wettkämpfen unter einander, während nunmehr die Vereine gegeneinander kämpfen und selbst in benachbarten Städten Vorbern zu ernten suchen.

Bei einem großen Wettkampf, der in Brüssel während der Ostersperrzeit stattfand, gab es nicht weniger als sechs verschiedene Städte auf der Liste der sich beteiligenden Clubs. Der Wettkampf findet gewöhnlich in dem hinteren Saal irgend eines Wirtshauses statt. Man kämpft für die Ehre. Die Preise bestehen nur in kleinen Gegenständen ohne wirklichen Werth. Die Raucher sitzen um große Tische herum in einem reservierten Theil, das Publikum wird durch ein ausgepanntes Seil ferngehalten. Der Eintritt kostet zwei Sous. Große Plakate an den Wänden verkünden: „Das Publikum wird gebeten, die Raucher nicht zu stören.“

Zum Wettkampf bringt man ebenso viele neue Pfeifen als Theilnehmer da sind; es sind weiße Pfeifen aus sehr hartem Thon mit kleinem Rohr, die nach dem Loos vertheilt werden. Die Jury bringt ein kleines versiegeltes Paket mit genau 4 Gramm Tabak. Die Pfeifen werden mit äußerster Sorgfalt methodisch gekostet; an der Art der Vorbereitung scheint man die Concurrenten zu erkennen, die die meisten Chancen haben. Sind alle bereit, so sagt der Präsident feierlich: „Meine Herren, Sie haben zwei Minuten, Ihre Pfeife anzuzünden.“ Aber keiner rührt sich, alle wollen ihren Tabak sparen und stecken erst an, wenn die zweite Minute beginnt. Ist die Zeit verstrichen, werden schnell die Zündhölzer fortgenommen. Das ist das Zeichen zum Beginn.

Die Pfeife möglichst lange in Brand zu halten, ist ein schwierigeres Problem als man gewöhnlich ahnt. Die ersten Minuten vergehen daher gewöhnlich in tiefstem Schweigen. Aber da es nicht verboten ist zu sprechen oder zu singen, so lösen sich bald die Zungen. Bemerkungen, schlechte Witze werden von Tisch zu Tisch ausgetauscht, auch Couplets folgen, die oft auf die Gelegenheit Bezug nehmen. Plötzlich ertönt ein trätiger Fluch, „22 ist todt“, ruft einer der Beobachtungen, die Pfeife des 22 ist in der That soeben ausgegangen. Fast gleichzeitig werden zehn andere, dann fünf andere Raucher außer Wettbewerb gestellt.

Nur die „Champions“ führen den Kampf noch fort; es sind die Schweigenden in der Gesellschaft, sie haben keinen Scherz getrieben und nicht geklungen. Unbeweglich, taub und stumm rauchen sie, den Blick fest auf ihren Pfeifenkopf gerichtet; der mehr oder weniger dicke Rauch, seine tiefere oder hellere Färbung gibt ihnen werthvolle Anzeichen. Allmählich zieht sich ihr Gesicht in einen schmerzhaften Grimasse zusammen; diese letzten Züge sind abscheulich scharf, das ist nicht mehr Tabak, das ist Nicotinetraut, den sie da genießen. Der Sieger bemerkt sich daher auch durchaus nicht, einen Record aufzustellen; sobald der letzte Rivale für „todt“ erklärt ist, beilegt er sich, seine Pfeife hinzulegen, deren Kopf er sorgfältig in eine besondere Untertasse leert.

Wenn nicht das kleinste Gran Tabak in der Asche mehr ist — und das kommt oft vor — so erklärt man feierlich, daß der Wettkampf „schön“ gewesen ist und die ganze Gesellschaft ist über diesen Ausgang gebirgt. Diese Raucher-Wettkämpfe sind ein friedliches Vergnügen, scheint es. Und doch geben die Rivalkämpfer der einzelnen Clubs unter einander oft genug

Anlaß zu erbitterten Streitigkeiten. Es giebt in den einzelnen Orten Feindschaften, die nur in diesen Raucherwettkämpfen ihren Grund haben und die keineswegs mit den letzten Pfeifen erlöschen.

Stiefelwäders-Millionäre.

Das und Martin, die berühmten Stiefelwädersfabrikanten in London, sollen in folgender Weise den Grund zu ihrem colossalen Reichthum gelegt haben: Da, seiner Zeit ein armer Arbeiter, sah in einer Londoner Brauerei und trank ein Glas Bier. Da trat ein schlecht gekleidetes Individuum in die Trinkstube und sprach zu den Wärdern: „Wer will ein gutes Rezept für Schuhwäder? Um eine Krone kann er es haben.“ „Ach schöne den Handel ab“, sagte der Wärdner. Der Andere gab nun die Bestandtheile seines Receptes an. „Gut“, sagte der Wärdner, „ich zahle Euch noch eine zweite Krone!“ Am anderen Tage suchte er einen seiner Freunde auf, einen Handwerker, Namens Martin, und theilte ihm sein Recept mit. Sie fabricirten mit einander eine gewisse Quantität Schuhwäder und füllten sie in alte Klatschen, die sie auf dem Trödelmarkt kauften. Nachdem dies geschehen war, ging ein Besucher der beiden Compagnons zu allen Schuhwädershändlern Londons und fragte jeden derselben: „Haben Sie Schuhwäder von Day und Martin?“ Natürlich lautete überall die Antwort: „Nein!“ Am nächsten Tage wurde ein anderer ausgesendet, der dieselbe Frage an die Händler stellte. Nun kam ein dritter Ausgesandter, der aber die Frage veränderte: „Möchten Sie nicht Schuhwäder von Day und Martin kaufen?“ „Nein, nein“, antwortete der Händler. Nun war das Glück des Hauses Day und Martin gemacht. Sie ließen ihren Klatschen eine Ragnette auf, welche eine Saage vorstellte, die über ihr von einem gewissen Stiefel reflectirtes Ebenbild ergrinzt ist. Diese Ragnette machte dann die Munde durch die Welt. Seiner Tochter gab Day 35,000 Pfund Sterling mit.

„Durchfallen!“

Der allen Examenkandidaten geläufige Ausdruck „durchfallen“ ist noch nicht genügend erklärt. In der 1555 gedruckten „Historia vom reichen Mann und armen Lazarus“ von Joh. Ervinger erzählt ein Studio, wie er vor Zeiten „in fremde Land“ geschickt ward und „Tag und Jahr“ in heihem Bemühen studirt habe

„Zu Narragon der Universität.“

„Nun, da, ich will auch doctoriren. Ein höhern Stand mit Ehren führen.“ Doch die vielen artes gingen ihm kreuz und quer im Kopf herum, und das Endresultat war:

„Da ich nun meint zu promoviren, Zeit mich in Koch, ließ mich hinstellen, fiel ich durch den Koch hinweg und lag niederm in dem Dred.“

Der Sold der Soldaten.

Daß der Soldat in Europa nirgends vermehrt wird, kann man aus folgender Uebersicht über Soldatenverhältnisse sehen: In Norwegen erhalten die Wehrpflichtigen vollständigen Unterhalt und für den Tag 4 Cents Zulage, die für Tabak, Messer, Löffel, Nähnadeln, Seife u. s. w. berechnet ist. Bei besonderen Anlässen, wie großen Wärschen zu Übungen, giebt man dem Soldaten jedoch 30 Cents, wofür er alle Ausgaben zu bestreiten hat. In Dänemark beträgt die Tageslohnung des Soldaten 18 Cents, womit er sich Essen, mit Ausnahme von Brod, zu beschaffen hat. Außerdem erhält der Wehrpflichtige noch für Anschaffung von Kleingeldern täglich 2 Cents. In Rußland giebt es strenge genommen keine Tageslohnung, sondern eine Jahreslohnung, und zwar beträgt diese bei der Linien-Infanterie 2,70 Rubel (1 Rubel gleich 72 Cents), bei der Garde-Infanterie 4,95 Rubel, bei der Linien-Cavallerie 3,45 und bei der Garde-Cavallerie 7,35 Rubel. Auf den Tag berechnet macht dies zwischen 0,74 und 2 Kopeten (1 Kop. ist gleich 1/2 Cts.). Des weiteren bezieht der Wehrpflichtige jährlich 1,25 Rubel für Nähen von Hemden und Unterhosen — Leinwand und Baumwollzeug wird gestellt — für Putzzeug, für Anfertigung von Stiefeln — das Leder wird ebenfalls geliefert — und für Anschaffung eines dritten Hemdes. Man berechnet, daß der russische Soldat jährlich minde-

stens 15 Rubel aus seiner Tasche zu legen muß, um seine Sachen im Stande zu halten.

In Deutschland beträgt die Löhnung, auf den Monat berechnet, bei der Mehrzahl der Truppverbände durchschnittlich etwa \$3, so daß also, den größeren Betrag und den Monat zu 30 Tagen angenommen, täglich 10 Cts. herauskommen. Brod wird beinahe vollständig geliefert, doch gehen von der Löhnung 3 Cts. für Mittagessen ab. Von dem übrigen Geld muß der Soldat Frühstück, wozu der Staat noch 1 Cts. beiträgt, Putz- und Nähzeug und einige andere Dinge bestreiten.

In Frankreich ist die Löhnung verschieden. Für die berittenen Truppenarten beträgt sie 7 Cts., bei den anderen 6 Cts. den Tag, und hierzu kommt noch in gewissen Garnisonen eine Garntionszulage von 1 Cts. Da aber der Soldat keine vollständige Ration in Natura, sondern nur 300 Gr. Fleisch und ein bestimmtes Gewicht Brod bekommt, entfällt der größte Theil der Löhnung auf den Unterhalt und wird in der vom Regimentschef bestimmten Höhe dem in der Regel compagnieweise geordneten Haushalt zur Bestreitung der Kosten für Verpflegung, Wäsche u. s. w. überwiesen. Im Allgemeinen erhält der Soldat daar nur den sog. „jou de poche“, der täglich 1 Cent beträgt.

In Oesterreich-Ungarn erhält der Soldat eine Tageslohnung von etwa 3 Cents. Alle Verpflegung liefert der Staat.

In der holländischen Armee steigt die Tageslohnung je nach den Truppenarten von 2 bis zu 4 Cts. und zwar sind Belgien wechelt sie je nach den Waffen und Dienstarten, und zwar von 5 bis 20 Cents. Ein Theil der Löhnung wird für die Haushaltskasse abgezogen. In der Schweiz beträgt die Löhnung 50 Cts. oder etwa 10 Cents, wovon indessen für Verbesserung der Verpflegung 10 bis 20 Cts. in Abzug kommen. In Rumänien ist die Löhnung für die Feldtruppen 1 1/2 Cts. und für die berittenen Waffenarten 2 Cts. auf den Tag.

Allerlei Schuhe.

Ein Vergleich mit dem ehrsamem Schuhmacherhandwerk des Mittelalters und den heutigen riesenhaften Establishments der Schuhwaaren-Fabrikanten, ausgestattet mit den besten modernsten technischen Einrichtungen, zeigt deutlich und drastisch den großartigen Fortschritt, den der menschliche Geist auch auf diesem Gebiete erreicht hat.

Die Fußbekleidung der alten Griechen war schnabelförmig nach vorn zugespitzt und zeigt eine merkwürdige Ähnlichkeit, wenn nicht in der primitiveren Herstellung unverkennbar ist mit solchen, die im 15. und 16. Jahrhundert Mode waren. Um das 11. Jahrhundert wurden in Europa „Schnabelschuhe“ getragen, auf die im 12. und 13. solche mit zwei bis drei Fußlangen Spizen folgten. Sie wurden mit einer Kette oder Agraffe am Fuße befestigt; auch zierliche zuweilen ein Gliedlein die Spitze des Schubes, das bei jedem Schritte ertönte. An der Stelle der Schnabelschuhe traten im 15. Jahrhundert sogen. „Entenschnäbel“, die dann wieder durch die „Stumpfen Warentlauer“ oder „Dosenmäuler“ ersetzt wurden. Zu Zeiten Cromwells waren am Hofe Englands Schuhe mit großen Spizen geputzt und mit Juwelen besetzt, im Gebrauch. In der Stuartperiode trug man sie vorn abgestumpft, während der bis zum Anie reichende Schaft des Stiefels mit Spizen decorirt war.

Im 16. Jahrhundert kamen zuerst in Spanien die sog. „Stelzenschuhe“ auf, die sich von dort schnell nach Italien weiter verpflanzten; wegen ihrer Unbequemlichkeit und Gefährlichkeit beim Gehen jedoch sehr bald wieder aus der Mode verschwanden. Dagegen finden wir ähnliche Stelzenhübe noch heute bei verschiedenen Völkern des fernen Ostens; ja besonders bei den Indiern, Chinesen und Japanern wird bei der Verkertigung große Sorgfalt und in gewisser Beziehung auch Kunst nicht außer Acht gelassen. Bemerkenswerth ist aber unter dem König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich für Schuhe einfaktliche Aufwand, der in die überspanntesten Ausschweifungen ausartete. Die Glangperiode des Schubes aus der Zeit des alten Roms kehrte zurück und der allgemeine Luxus beherrschte die Schuhe nicht weniger als die Perrüde. Später, d. h. nach der ersten französischen Revolution, tauchten daselbst die mit hohen und schmalen Absätzen versehenen Stiefel auf, die heute noch unwesentlich verändert, mit Vorliebe von dem schönen Geschlechte und den Personen getragen werden, denen das selbige Geschick die normale Körperlänge stiefmütterlich verweigert.

Bühnenmusik.

Romische Bühnenerlebnisse erzählt Ludwig Barnay unter dem Titel „Merlet, Bühnenmusik“. Ich gastirte in Moskau — auf der Probe zu „Hamlet“ vernahmte ich die Bühnenmusik. Der Direktor versicherte, es würden alle meine Aenderungen am Abend der Vorstellung pünktlich und genau ausgeführt werden; ich möchte nur meine Wünsche kundgeben; Musik auf der Schauspielprobe sei eine kostspielige Sache, auch seien die Musiker tagsüber schwer zu haben u. s. w. — Ich bestellte also für das erste Auftreten des Königs Claudius ein dreimaliges Fanfaren; — es würde pünktlich herbeigetragen, versicherte mir der Direktor. Als nun Abends König Claudius mit dem trauernden Hamlet vor das ausverkaufte Haus trat, begrüßte ihn mit schmetternden Trompetentönen die Melodie: „Hoch soll er leben! hoch soll er leben, dreimal hoch!“ — Als ich in Magdeburg den Wallenstein spielte, waren auch hier die Musiker zur Probe nicht erschienen. In der Abendvorstellung überraschte uns beim Abschiede Maxens die Bühnenmusik mit der von einem Militär-Orchester hinter den Coullissen schmetternd gespielten Melodie: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr.“ — Mar rief verzweiflungsvoll: „Oh, wären's doch die Schwedischen Hörner!“ — Ich war ganz derselben Ansicht. — Das Schönste auf dem Gebiete der entlegenen Bühnenmusik passirte mir aber, als ich nach S. Petersburg zu dem Bültsch als ich in der Musikstadt Leipzig unter der Direction von Dr. August Höfer den Uriel Acosta spielte. Während meiner ersten Scene mit Judith ertönte hinter den Coullissen die Tafelmusik bei Wanderstraßens Fest, und was spielte sie? Das Ständchen aus dem „Don Juan“. Als ich in die Coullisse kam, trat ich auf den eifrig tactirenden Capellmeister zu und sagte ihm ironisch: „Der Sabbucier von Amsterdamm und Mozart? — Allen Respekt!“ — Er winkte seinen Musikanten erschrocken ab und fragte ganz ängstlich, ob das falsch sei? — „Nun, ich denke wohl“, erwiderte ich — „Mozart wurde circa hundert Jahre nach dem Tode Uriels geboren.“ — „Ja, was sollen wir denn spielen?“ — „Meinetwegen auch Mozart“, erwiderte ich, „aber dann irgend etwas, was weniger bekannt und populär ist, als gerade das Ständchen, übrigens giebt es ja genug klassische Nummern, die nicht sofort erkannt werden — warum spielen Sie nicht irgend etwas von Bach oder Händel oder auch von Haydn?“ — „Also Haydn? — das haben wir ja“, murmelte er. Ich aber mußte wieder die Bühne betreten und das Orchester hinter der Scene intonirte sehr bald gravitativisch — „Gott erhalte Franz den Kaiser.“

Serzog Wildfang.

In Leipzig hat Siegfried Wagners „Serzog Wildfang“ eine etwas wohlwollendere Aufnahme als in München gefunden, obwohl auch hier Beifall und Opposition gegeneinander toben. Die banale musikalische Erfindung, das Schwanken zwischen hohem Pathos und possenhafter Ausgelassenheit der Handlung, sowie die Geschmacklosigkeit des kindlichen Textes und seiner verschrobenen Reimerei wirkten auf unbefangene Zuhörer auch hier völlig ernüchternd. Direktor Stagemann, Oberregisseur Goldberg und Capellmeister Gorter hatten das Möglichste gethan, um dem Werke förderlich zu sein, aber ihrer Liebe Mühe war umsonst, ebenso wie die der Darsteller.

Die Leipziger Kritik zerzaust das Werk nach allen Regeln der Kunst. Im „L. Tagbl.“ fällt Dr. Rud Krause u. A. über den Text folgendes gerabegabes vernichtende Urtheil: „Aber der haltlose semische Bau, die schwächlichen Charaktere sind noch nicht das Schlimmste an dem Drama. Welch eine Sprache führst du, unglücklicher „Serzog!“ Du willst deine Leute volkstümlich reden lassen, aber sie werden platt und roh, geschraubt und schwülstig. Du willst poetisch werden, und wirst unklar, verworren und unnatürlich. Die Sprache der „Dichtung“ ist eine Kette von Geschmacklosigkeiten. Außer den oben zitierten Blüthen der Poesie Siegfried Wagners seien noch einige andere, durchaus ernsthaft gemeinte Verse hier angeführt, die dem „Struwwelpeter“ oder „Max und Moritz“ Ehre machen würden: „Rache schwoh' ich, aber gehörig!“ — „Mein theures Volk, für das ich leide, für das ich immer Wuth willig häute.“ — „Hilf, heiliger Bartholomäus!“ — „Bei dir bleib's Tapf, bei ihm wird's schwill!“ — „Daß ich die Schmach, den Schmerz

verth'u, vor'm Volk hör' mich, Herzog, du!“ — „Reim dich, oder ich freß dich! Und weiter: „Euch zu entzünden Sei das Ziel, Wonach ich stiel!“ — „Was ihr gelitten, Das will ich titen!“ — „Heut Abend, wenn niemand was muntelt und es droben beim Herrgott dunkelt.“

Und dazu noch eine Fülle poetischer Bilder und sinniger Umschreibungen: Von dem Von des Mitleids, den einer schüren will, den der Krone, die auf's Haupt geschraubt wird, vom letzten Jornes Ingrimms Scham, von zermalmen den Schicksalshieben, vom Dämmern des Scheins, der der Wunde herben Schmerz heilt, von der Krähe, die behender Zehe geflogen kommt, von einem, der sich leis und zart herbeischiebt und so weiter.

Doch genug des „gräßlichen Gequäts!“ Wer mehr der Art genießen will, der braucht im Textbuche nicht lange zu suchen. Von sprachlichen Härten anderer (grammatischer) Art will ich gar nicht sprechen. Wie Siegfried Wagner den Muth haben konnte, ein so schmähliches Deutsch zu bieten, dem gegenüber die schlechtesten Operntexte Uebersetzungen beinahe klassisch zu nennen sind, ist ganz unverständlich. Die Zeilen, in denen der Satz galt: „Ce qui est trop pour etre dit, on le chante“ sind doch wohl vorüber.“

Von Papa Wrangel.

Der „Bär“ erzählt: Als Wrangel seinen 90. Geburtstag feierte, besuchte ihn der um 10 Jahre jüngere ehemalige Wachtmeister Müller, welcher bei seinem früheren Vorgesetzten, dem späteren Generalfeldmarschall Wrangel in hoher Gunst stand. Letzterer empfing ihn sehr freundlich, schien aber den Namen „Müller“ vermissen zu haben, da er ihn permanent mit Dingstlichen ansprach. „Dingstlicher Mensch, was sind Sie doch klapprig geworden!“ rief Wrangel ein über das andere Mal, und drehte damit den Alten, wie ein Unteroffizier seinen Rekruten, nach allen Seiten um. „Junger Mann“, fuhr dann nach einer Weile Erzelexenz fort, „Sie müssen sich ordentlich pflegen, ordentlich pflegen — verstanden? — damit Sie nicht als Gerippe in den Himmel kommen.“ Und während er dies sagte, schob er dem ehemaligen alten Wachtmeister ein Geldstück in die Tasche, das sich später als ein Zehnspfennigstück erwies. Nachdem Wrangel den Dank des Alten für das von ihm genommen hatte, sprach Wrangel gerührt: „Laf man sind, oder Junge — der Uebrig zu jetztlebe mußt Du Dich durch fleißige Arbeit selbst zu verdienen.“ — Während Papa Wrangel dies sagte, nahm er den alten Müller unter den Arm geleitete ihn zur Thür, und mit dem gegenseitigen Wunsch, daß Gott ihnen noch ein langes Leben geben wolle, schied der Achtzigjährige von dem Neunzigjährigen.

Aus Oesterreichs Parlament.

Im Oesterreichischen Abgeordnetenhaus, schreibt der Berliner Ull, ist es Mode, sich gegenseitig mit Namen zu belegen, die theils dem Thierreich, theils dem Jargon der Volkshefe angehören. Dem Fernerstehenden könnte die Meinung innewohnen, als sei das Niveau parlamentarischen Lebens gesunken, und als belegten sich die Abgeordneten gegenseitig mit beschimpfenden Redensarten. Das ist in einem Parlament ganz undenkbar, und nur Ueberschwemmungen können verkehrten Anschauungen kommen. Wir sind in der Lage, aus dem oben erschienenen Sprachlexikon für österreichische Abgeordnete einige Stichproben zu bringen, die sofort ein anderes Bild von dem Benehmen der Volksvertreter bringen werden:

Sie Grasaffe! Grün ist die Farbe der Hoffnung, deren bester Ausdruck das Gras der lenzbehauten Wiese ist. Affe, der Ausdruck für Unernsch, d. h. unkräftig, urwüchsig, freimüthig. Affo Grasaffe, d. h. ein zu besten Hoffnungen berechtigender, freimüthiger Mensch!

Sie Lump elender! Lump ist die Regierung des Reichthums, Glend ist die Regierung des Glücks. Jeder einigermaßen gebildete Mensch weiß, daß zwei Regierungen eine Beziehung geben. Also Lump elender, d. h. Sie glücklicher, vermögender Mann!

Trodnen Sie sich erst hinter den Ohren ab! ist nichts als ein scherzhafter Ausdruck, ähnlich dem Berliner: „Mensch, geh haben!“ Da man sich bekanntlich erst abtrodnen kann, nachdem man sich gewaschen hat, so heißt der Zuruf nichts anderes als: Sie sind ein Mann, der sich gewaschen hat, ein Staatskerl, Sie gehören in's österreichische Parlament!

Da ist einem Ranne in New York die Frau unter Mitnahme von \$2100 mit dem Milchmanne durchgebrannt. Erstaunt ist's, daß der Kogelmann und der Eismann so viel für den Milchmann übrig gelassen hatten.

Wenn man einem Jungen, um ihn zum Fleische anzuspornen, sagt: „Du fannst es bis zum Präsidenten bringen“, meint man heutzutage meist den Präsidenten einer Truff-Gesellschaft.